GASTKOMMENTAR

Weltklasse beginnt im Lehrbetrieb

▸ ROMAN HUG *über die Vorteile der Berufslehre*

Kürzlich durfte ich als Präsident der Bildungskommission des Nationalrats eine Delegation von Swiss-Skills im Bundeshaus empfangen. An den Berufsweltmeisterschaften in Shanghai hat das Schweizer Nationalteam zwölf Medaillen gewonnen und sich hinter China und Südkorea auf Rang 3 klassiert – als beste Nation Europas. Im Team standen auch zwei junge Bündner. Die Automatiker Gianin Schneller von der Ems-Chemie und Massimiliano Pellegrini von der Rhätischen Bahn erhielten in der Mechatronik eine «Medal of Excellence».

In den vergangenen Wochen sorgten ganz andere Zahlen für Schlagzeilen. Gemäss Bundesamt für Statistik ist die Erwerbslosenquote von Masterabsolventinnen und -absolventen der Universitäten ein Jahr nach dem Abschluss zwischen 2023 und 2025 von 3,9 auf 6,4 Prozent gestiegen. Als häufigste Hürde bei der Stellensuche nennen die Betroffenen fehlende Berufserfahrung. Ist das nicht bemerkenswert? Was Lernende im dritten Lehrjahr längst mitbringen, fehlt vielen Hochschulabgänge-

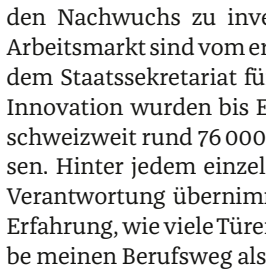
> «
> Eine Lehrstelle entsteht nur dort, wo ein Betrieb einen Beruf braucht und bereit ist, in den Nachwuchs zu investieren.
> »

rinnen und -abgängern beim Einstieg. Daraus folgt nicht, dass sich ein Studium nicht mehr lohnt. Wir brauchen Fachleute in Medizin, Technik und Naturwissenschaften und vielem mehr. Die Frage ist aber eine andere. Warum führt der Weg über die Lehre so direkt ins Berufsleben?

Die Antwort liegt in der Logik unseres dualen Systems. Eine Lehrstelle entsteht nur dort, wo ein Betrieb einen Beruf braucht und bereit ist, in den Nachwuchs zu investieren. Ausbildung und Arbeitsmarkt sind vom ersten Tag an verzahnt. Laut dem Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation wurden bis Ende August dieses Jahres schweizweit rund 76 000 Lehrverträge abgeschlossen. Hinter jedem einzelnen steht ein Betrieb, der Verantwortung übernimmt. Ich weiss aus eigener Erfahrung, wie viele Türen eine Lehre öffnet. Ich habe meinen Berufsweg als Hochbauzeichner begonnen, nebenbei die Berufsmatura absolviert, an der damaligen HTW Chur Architektur studiert und später ein eigenes Architekturbüro gegründet. Die Lehre bildete für mich das Fundament, auf dem ich bis heute aufbauen kann.

Für Graubünden ist dieses Modell besonders wertvoll. Gemäss Angaben des kantonalen Amts für Berufsbildung bilden bei uns etwa 2600 Betriebe rund 5200 Lernende aus, von der Schreinerei im Tal bis zur Ems-Chemie und zur Rhätischen Bahn. Eine Lehrstelle in der eigenen Region gibt jungen Menschen eine Perspektive vor Ort. Woher sonst sollen die Fachkräfte von morgen für unsere Täler kommen?

Was heisst das für die Politik? Lehrbetriebe sollen ausbilden können, statt Formulare auszufüllen. Die höhere Berufsbildung verdient dieselbe Anerkennung wie der akademische Weg. Und Eltern wie Jugendliche sollen wissen, dass die Lehre kein Plan B ist, sondern oft der direktere Weg. Die jungen Schweizer Berufsleute haben in Shanghai gezeigt, was in unserem System steckt. Tragen wir ihm Sorge. Dafür setze ich mich in der Bildungskommission des Nationalrats ein.



ROMAN HUG *ist Nationalrat und Präsident der SVP Graubünden. Er gründete 2005 als Architekt sein eigenes Unternehmen, die BHP Architekten AG, und präsidiert heute deren Verwaltungsrat.*

GASTKOMMENTAR *Hanspeter Schmitt über die Leistungsfähigkeit eines vielfach eingesetzten Begriffs*

Empathie üben – oder böllern?

«

«Empathie» zählt zu jenen Fachbegriffen, die inzwischen in aller Munde sind. Früher war dieses Wort kaum bekannt und wurde nur in der therapeutischen Praxis verwendet. Es steht dort für die Fähigkeit, Hilfe suchende Menschen und ihre Lage im Dialog mittels wahrgenommener Gefühle genau zu verstehen. So lassen sich nachweislich heilsame Effekte erzielen. Heute wird «Empathie» in allen denkbaren Bereichen eingesetzt. Gemeint sind Mitgefühl, Verständnis und die zwingend folgende Motivation, mit dem Schicksal einer anderen Person solidarisch zu sein. Wenn man zudem Empathie für sich oder für andere fordert, wirkt das wie ein emotional stark aufgeladenes Argument, dem man kaum zu widersprechen wagt. Wer will schon als nicht empathisch gelten, sprich als jemand, der über die Stimmungs- und Notlage anderer gefühllos hinweggeht.

Ein solcher Appell für Empathie war am 23. Oktober in der SRF-Abstimmungsarena zur Feuerwerksinitiative zu hören. Roman Huber, einer der Initianten, forderte in der Schlussrunde mit Blick auf Personen, die durch das Böllern belastet sind: «Es geht hier um Wissen, aber es geht auch um ein Stück Herz, um ein Stück Empathie. Das muss einfach nicht sein!» Bundesrat Albert Rösti hingegen, der in der Sendung die Nein-Parole vertrat, hatte anschliessend nur noch eine Minute und wiederholte sein Plädoyer für verhältnismässige, regional angepasste Lösungen. Bei etwas mehr Zeit hätte er jedoch auch die Empathieforderung hinterfragen können. Denn bei allem Verständnis für Einwände und Belastungen von Feuerwerksgegnern: Ist nicht auch Empathie für die Betreiber einschlägiger Unternehmen und für ihre Angestellten möglich? Und wie steht es mit der Empathie für Menschen, die sich den Traditionen zum Jahreswechsel und zum Nationalfeiertag verbunden fühlen, oder für jene, die echte Freude haben an den dabei erlebten pyrotechnischen Illuminationen und der kollektiven Stimmung, die so entsteht?



> «Das berührt offenbar die Hoffnungen und Bedürfnisse sehr vieler Menschen.»

Um es deutlich zu sagen: Ich bin nicht dagegen, wenn das private Böllern an diesen Tagen, bei diversen Feiern und in Sportstadien gesetzlich untersagt wird. Wenig zielführend aber ist es, dafür einseitig Empathie als «moralische Keule» aufzubieten. Vielmehr sollte diese zentrale Fähigkeit – ob gesellschaftlich, politisch oder persönlich – zur differenzierten Wahrnehmung der Erfahrungen und Anliegen aller (!) im Streit liegenden Positionen und Parteien dienen. Ein derart wechselseitiges Verstehen wirkt dann womöglich als soziales Fundament, um gemeinsam durch praktische Vernunft und Klugheit tragfähige Lösungen erarbeiten zu können.

Von dieser Vision sozialer Empathie, die unterschiedliche Gruppen und Streitende konstruktiv verbindet, ist die Initiative «Empathie Stadt» getragen. 2020 in Zürich gegründet hat sie sich zu einer bedeutenden Bewegung entwickelt, die bereits auf andere Schweizer Städte übergreift. Ihr Name ist Programm: Angesichts der Herausforderungen und Verwerfungen eines Stadtsystems (Sozialpolitik, Ökologie, Infrastruktur etc.) werden Betroffene wie Verantwortliche zu Austausch und Bildung eingeladen. Ziel ist die Steigerung der Dialog- und Empathiefähigkeit, um auf dieser Basis bestehenden Problemen samt den sie verschärfenden Interessenskonflikten umsichtig, fantasievoll und konsensbezogen zu begegnen. Die Resonanz auf diese Initiative ist enorm: Medien berichten über sie, ihre Kurse sind ausgebucht und es gibt ausreichend Spenden, die helfen, ihren Non-Profit-Charakter zu bewahren. Der Kern dieser Vision ist nach Auskunft der Betreiber:innen (mehr Informationen unter www.empathiestadt.ch) ein empathischer Kulturwandel von unten. Das berührt offenbar die Hoffnungen und Bedürfnisse sehr vieler Menschen.

Um diese Hoffnungen nicht zu enttäuschen, sind Initiativen für mehr Empathie ihrerseits nochmals auf den Prüfstand zu stellen. Nur mit Empathie ist es eben nicht getan. Empathische Dialoge können etwa politisch fehlgehen, sofern sie eine Sache «therapeutisieren», statt den darin angemeldeten Handlungsbedarf strukturell relevant zu beleuchten. Oder sie können das Gegenüber gefühlsbetont «einlullen», sogar seine innersten Befindlichkeiten gezielt durchschauen, um dann die eigene Strategie umso wirkungsvoller durchzusetzen. Empathie wird also nur dann echten Wandel erzeugen, wenn sie mit Wahrhaftigkeit und gerechter Praxis einhergeht. Vor allem darf sie die Bereitschaft zum politischen Kampf und Widerstand nicht aushöhlen, wo Systeme und ihre machtvollen Protagonisten legitime Interessen der Schwächsten unbeeindruckt ignorieren.

Ob das für das «Böllerthema» zutrifft, ist eine offene Frage. Es braucht gleichwohl nicht viel Empathie, um vorherzusagen, dass die Initiative am Abstimmungssonntag vom 29. November Erfolg haben könnte. Vielleicht ergibt sich in diesem Fall die Gelegenheit, neu über die Feierkultur in unseren Städten, Regionen und Nachbarschaften ins Gespräch zu kommen: Weniger Krach, dafür mehr Kreativität, Begegnung und Gemeinschaftssinn!

Prof. Dr. HANSPETER SCHMITT *ist Inhaber des Lehrstuhls für Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule Chur.*

LICHTBLICK *Corina Egli, Felsberg*

Goldener Herbsttag im Val Surses



Haben auch Sie, **liebe Leserinnen und Leser**, Ihren Lichtblick? Dann teilen Sie doch diesen **Glücksmoment** mit uns. Die besten Bilder werden mit einem Abdruck belohnt. Senden Sie uns **Ihr Foto mit einer kurzen Legende dazu und Ihrer vollständigen Adresse** an redaktion@buendnertagblatt.ch.